

Kleine Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **16 (1948-1949)**

Heft 12

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

KLEINE RUNDSCHAU

DISKUSSION MIT ZEITSCHRIFTEN

Um Doktor Faustus Zu den strittigsten Werken deutscher Dichtung gehört jetzt in Deutschland Goethes Faust. Ein christlicher Revisionismus macht, wie hier schon in der Februar-Diskussion mit Zeitschriften gesagt wurde, vom Kreuze her nicht Mephisto, sondern Faust, nicht Faust, sondern Goethe für die Verklärung des Dämonisch-Prometheischen verantwortlich und damit auch für die nihilistische Bereitschaft des deutschen Bürgertums, jeden Ausbruch aus der Welt der Werte und Ordnungen selbst in seinen abstoßendsten Formen als Durchbruch des eigentümlich Deutschen zu glorifizieren, als die ewige Wiederkehr Siegfrieds aus dem trächtigen Chaos des «dynamischen» Deutschtums, das sich erneuert glaubt, wenn er Wotans Speer, den Bürgen des Gesetzes und der Hierarchie der Werte, zerschlägt.

So wäre denn Thomas Mann mit seinem Faustus, könnte man glauben, in ein übereinstimmendes Klima verpflanzt worden; denn in einer «unterschwellig» kommunizierenden Erfahrung bietet Mann den Deutschen grade den Faust, den sie heute brauchen: einen Faust, dessen Hybris keinen nachahmenden Enthusiasmus mehr erweckt, einen Teufel, für dessen Werke der Mensch die volle Verantwortung trägt, so daß es für ihn zuletzt keine verführerische Rettung geben kann, sondern nur den rasend geforderten Untergang. Damit hat Mann den gott- und teufelsgläubigen Sinn der Faustsage wiederhergestellt und ihre tragische Lösung um eine trotzig-große Variante bereichert.

Ein solcher Faust soll nicht den Goetheschen ersetzen, der zu den drei größten Emanationen der europäischen Dichtung gehört, aber der jüngsten deutschen Erfahrung entsprechen. Hat sich doch gezeigt, daß die Deutschen, oder zumindest ihre Bildungsklasse, dem Faust einen ideologischen Zuspruch entnahmen, und den schönen, allmenschlichen Drang der faustischen Seele,

which will not dwell
In its own narrow being, but aspire
Beyond the fitting medium of desire

(*Childe Harold III/42*)

mit ihren eigenen widergöttlichen, widermenschlichen Grenzüberschreitungen prahlerisch identifizierten. Und weil Goethe seine Dichtung nicht wie Ibsen den Peer Gynt warnend an sein Volk gerichtet hat und auch viel zu nüchtern von den Deutschen dachte, um eine imitatio Fausti von ihnen in Betracht zu ziehen, leistet Mann den Deutschen einen großen, unschätzbaren, noch nicht erkannten, ja verkannten Dienst, wenn er ihnen statt eines Faust der Selbstberühmung einen Faustus gibt, dessen Schuld und Sühnbereitschaft auf Deutschland selbst hinweisen soll.

Daß die Gleichung Faust—Musik—Deutschland nicht recht stimmt, wird oft in der Zeitschriftenkritik bemerkt, sollte aber nicht zum Angelpunkt gemacht werden. Es ist nun einmal bei Mann so, daß Gestalt und Meinung einander nicht zwingend entsprechen, aber glaubt man, daß man die Fehlkonstruktion wie ein Kartenhaus umblasen kann, so leistet sie mit einer geheimen Schwerkraft, mit einem System innerer Sicherungen, Vorbehalte, Gegenkräfte einen kaum entwurzelbaren Widerstand. Ausgehend von dem doppelten Irrtum, daß das deutsche Volk faustisch und musikalisch sei, gelingt es doch Mann, große und sichere Wahrheiten zutage zu bringen, denen man zuletzt nicht mehr den irrigen Ausgang anmerkt. Die politisch-ästhetische Kombination des Mannschen Denkens ist zu einem großen und warnenden Exempel gediehen, dessen politischer Radikalismus so großes Aergernis bereitet, daß auch denkfähige Deutsche weder Verdammnis noch Hoffnung vom Faustus annehmen wollen.

Unter den vielen Aufsätzen über das Buch findet man einen der geistvollsten von *Hans Egon Holthusen* in zwei Heften des *Merkur* (11, 12). Er wirkt wie eine durch eine falsche Bewegung verwischte Photographie eines interessanten Objektes. Aber die Zeit ist zu ernst, das Geistvolle zu loben, wenn es falsch ist, und Negationen hinzunehmen, die aus einer verfahrenen Vorgestrigkeit kommen. Nichts berechtigt Holthusen zur Annahme, daß Mann im Faustus Deutschland aufgegeben und einen Grabstein auf sein vom Teufel geholtes Volk gelegt habe. Völker sind ewig, sie stehen aus Untergängen wieder auf, und selbst wenn sie in der Geschichte scheinbar verschwunden sind, sind sie doch nur in andere Völker eingegangen. Neben Manns Darstellung des Niedergangs, der nun einmal eine Tatsache ist, steht auch das Versprechen einer Zukunft, die alle politischen und künstlerischen Zerfallerscheinungen überwinden kann, von deren deutschen Erscheinungen der Roman handelt, ohne ihre allgemein-heutigen zu verkennen. Und da ist es gerade Leverkühn, der in der einzigen positiv-politischen Bemerkung, die ihm Mann gestattet, an der entscheidenden Stelle des Buches, in der erschütternden Beichte, von der überpersönlichen Schuld der Zeit und ihrer Ueberwindung redet, mahnt, «zu sorgen, was vonnöten auf Erden ist, damit es dort besser werde, und besonnen dazu zu tun, daß unter den Menschen solche Ordnung sich herstelle, die dem *schönen Werk* wieder Lebensgrund und ein redlich Hineinpassen bereite».

Es scheint, daß viele deutsche Kritiker dieses positive Schlußwort nicht gehört haben, da sie vor der Beichte Leverkühns wie seine Zuhörer geflohen sind. Man liest in deutschen Zeitschriften vom Untergang, aber nicht vom Aufgang; von der Hölle, aber nicht vom Silberstreifen einer Zukunft, in der der Künstler nicht mehr des Teufels und der Krankheit zu seinem «schönen Werk» in einer geordnet-gesundeten Welt bedürfen wird. Und da ich selbst in einem Aufsatz über den Faustus in den *Neuen Wegen* (5) das Werk «ein Monument des deutschen Untergangs und eine *Ermannung zur Größe*» nannte, stimme ich besonders mit den zwei Aufsätzen von *Georg Lukács* im *Berliner Aufbau* (1, 2) und dem Schlußsatz überein: «Dieser Epilog ist grade deshalb zugleich ein *Prolog*. Das Tragische bleibt in seiner vollen Düsterteit bestehen, ist jedoch — vom Standpunkt der Menschheitsentwicklung betrachtet — ebensowenig pessimistisch wie die großen Tragödien Shakespeares.»

Wenn man aber selbst noch am Untergang des Reiches leidet, entrüstet man sich wie Holthusen über jedes Wort, das ihn beschreibt, als ob es ihn verschuldet hätte. Holthusen hält sich an das Wort Zeitbloms, daß der Zusammenbruch Deutschlands tausendjährige *Geschichte* widerlegt, ad absurdum geführt und als Irrweg erwiesen habe. Ja, etwa nicht? Das deutsche Volk wurde oft von Männern wie *Friedrich Wilhelm Foerster* vor den zwingenden Folgen seiner Außenpolitik gewarnt — und nun soll das eingetretene Ereignis dem vor- oder rückwärts-

blickenden Propheten zur Last gelegt werden? Holthusen erregt sich gleich auf der ersten Seite, daß der Untergang Mann 1945 «als die eigentliche *Pointe* der deutschen Geschichte erscheint und ihn nichts zurückhalten kann, vor seinen amerikanischen Zuhörern in aller Unumwundenheit zu erklären, daß ‚heute‘, also im Frühjahr 1945, ‚Deutschland buchstäblich der Teufel hole‘. Nicht Thomas Mann allein, ein großer Teil der religiösen Welt hat ähnlich empfunden, und Holthusen muß sich, wie das deutsche Volk, damit abfinden, daß die christlichen Völker im deutschen Untergang den seltenen Geschichtsfall erlebten, wie Gott selbst in die Geschicke eingreift, und deshalb täte der verbitterte Deutsche gut, einige erschütternde Sätze darüber von *Karl Barth* nachzulesen.

Wer aber nach Wendungen wie «nichts zurückhalten kann» und den «amerikanischen Zuhörern» sich auf Schlimmes gefaßt macht, findet, neben vielem anderen, den Einwand, daß Deutschland nur «*im forensisch-gesellschaftlichen Sinn*» den Prozeß verloren habe, das heißt doch wohl nur in der Normandie und in Nürnberg, oder wie es etwas plumper *Adenauer* in Bern gesagt hat: Nur die deutsche Armee, nicht das deutsche Volk hat kapituliert. Die deutsche Intelligenz kämpft also weiter. Denn nur wenn sie am widerlegten Irrtum der deutschen Geschichte festhalten wollte, kann sie aus Zeitbloms Verdammung der deutschen Geschichte eine Verurteilung des deutschen Volks zum Verlust *jeder* geschichtlichen Existenz herauslesen. Holthusen, dessen hoher literarischer Bildung eine entsprechend politische leider fehlt, weiß offenbar auch nicht, daß Mann nicht als erster, sondern nach dem Vorgang einer umfangreichen deutschen, österreichischen, italienischen, angelsächsischen, tschechischen Geschichtsliteratur den deutschen Prozeß bis Luther zurückverfolgt, aber gerade durch die historische Deutung keine künftigen Möglichkeiten ausschließt, wie ja auch *Benedetto Croce* diese Geschichtsrevision gleich nach dem Krieg in seinem Buch *Europa und Deutschland* (Francke, Bern 1946) verhiess, als er den deutschen Niedergang als Folge der Geschichte und die deutsche Erneuerung als Werk einer neuen Geschichte erklärte, die die Deutschen bekehren und *verwandeln* könne.

Die Wandlung ist also das Entscheidende, und damit auch die Stellung der Kritik zu Mann als einem sich *Wandelnden*. Holthusens Hauptargument gegen den *Faustus* von 1945 sind die Betrachtungen eines Unpolitischen von 1917, die Erkenntnisse eines politischen Deutschen von 1922, der Standort des Europäers von 1939. Die politischen Evolutionen und Oszillationen Manns unterliegen selbstverständlich der Kritik, niemand weist Bedenken, Einwände, Zustimmung oder Ablehnung zurück, und so wurde ja auch schon den Lesern der *Neuen Schweizer Rundschau* eine Studie von *Max Rychner* im Dezember 1947 geboten, in der der bedeutendste Schweizer Essayist keine der vielen Fragwürdigkeiten übersehen hat. Thomas Mann hat seine Betrachtungen nicht aus dem Buchhandel zurückgezogen, wie auch der Dichter der Zweiten und Dritten Republik, *Victor Hugo*, seine royalistische Poesie nicht verleugnet hat, in *Heines* Werken stehen die hegelsche und die antihegelsche Theologie nebeneinander, und Mann dachte wohl auch wie Heine, daß der abgeschossene Pfeil nicht mehr dem Schützen gehört.

Ein anderes ist aber nun die, man muß schon sagen, deutsche Ungezogenheit, mit diesem Pfeil den Schützen dauernd zu kitzeln, als ob er selbst nicht viel besser wüßte, daß er ihn abgeschossen hat. Auch Manns Geständnis in der *Neuen Schweizer Rundschau* (März 1948), daß seine Betrachtungen von 1917 «zum Teil heute skandalös» seien, verhindert Holthusen nicht, sie Punkt für Punkt zum *Faustus* zu konfrontieren und Skandal zu schreien. Es ist nun einmal seit *Bismarcks* Zeiten deutscher Brauch, Persönlichkeiten, die sich nach links entwickelt haben, wie Thomas Mann, Franz Mehring, Lily Braun, Harden, zu verfolgen, während die horrende Assimilation der deutschen Intelligenz, oft von einem

Tag zum ändern, an den Geruch der Sieger von 1813, 1866, 1871, 1933 verzeihungsvoll beschwiegen, weil nämlich in Ordnung befunden wird.

Auch Holthusen kann nicht der Vorwurf erspart werden, daß er weniger Manns Wandlung, als ihre Richtung attackiert. Er versucht sie sogar nicht geschehen zu machen, indem er sie durch «eine bloße Gestimmtheit des Verfassers» erklärt, als «Puzzlespiel», als «Kreisspiel» der Begriffe, als bloße Vorzeichenveränderung (als ob der Unterschied zwischen Plus und Minus in der Algebra ein «bloß» und nicht ein alles wäre!), ja sogar als einen bloßen Standortwechsel, aus dem immerhin die kopernikanisch-kantischen Revolutionen hervorgingen, und daher verdrießt es ihn, daß Manns politische Interessen nicht endlich das Thema wechseln, sondern bloß das Urteil. Aber jede echte Wandlung besteht grade darin, statt ja nein zu sagen, sie wechselt nicht das Thema, sondern steht fest zu ihm, sie weicht nicht der Vergangenheit aus, sondern kehrt zum Tatort des Irrtums zurück, um dort an Ort und Stelle zu bekennen, sie hütet sich, auch das Frühere zu verdrängen, zu bagatellisieren, zu vergessen, wie es nach einer neueren, ach! wie wahren Anekdote die Art des denazifizierten Schildbürgers ist, der gutgelaunt wieder einmal die Hand zum bekannten Grusse erheben will, aber nach dem ersten Worte stockt und fragt: «Wie hieß der Kerl doch gleich?» Eine vergessene und verdrängte Vergangenheit hat eben nicht einmal den Wert des Gewesenen, sie ist überhaupt nicht, und deswegen ist die lernende Konfrontation des Mann von 1917 zu dem heutigen ein wichtiges Studienobjekt; denn die Fülle der Umwertungen, die Holthusen Mann in Religion, Geschichte, Politik, Moral, Dichtung, Musik zum Vorwurf macht, beweist grade den gesamthaften Charakter, der jedem ernststen Wandlungswillen zugrunde liegt. Im Licht einer neuen, umwälzenden Erfahrung nehmen nicht einige, sondern schlechthin alle Gegenstände der Geschichte neuen Sinn und neue Formen an, daher braucht man ja «nur» den «Standort» zu wechseln, um alles unter einem gänzlich anderen richtigen oder falschen Aspekt zu sehen. Dazu kam aber Mann erst 1936, nachdem sein erschreckendes Waffenstillstandsangebot vom Reichsminister Frick nicht beachtet wurde, und sich Mann nunmehr von seinem wirklichen Schicksal, nicht von dem, was er so gern als sein «natürliches» gelebt hätte, aus Deutschland vertreiben ließ. Haben nun dabei «persönliche» Gründe mitgespielt? Ganz gewiß, aber sie wurden zu positiven Kräften und haben Mann mit seinem größten Buch, dem *Faustus*, gelohnt und damit seine erlittenen Wahrheiten über alle Anzweiflung derer hinweg, die sich noch heute nicht von jenem Deutschland trennen können, bestätigt.

Unverkennbar liegen deutschen Schriften gegen Mann die Residuen von gestern zugrunde. Man darf die Ausbrüche eines gewissen *Paul Wilhelm Wenger* im *Goldenen Tor* (7) nicht verschweigen, der offenbar an ein Nürnberger Verfahren des kommenden Deutschlands gegen Mann bei dem Satz gedacht hat: «Solche Simplifizierungen aber sind Untaten von nicht geringerer Tragweite, als es Gewalttaten im politischen Raume sind.» Man könnte *Döblin*, der in seiner Zeitschrift das wirkliche Deutschland zu Wort kommen läßt und kein fingiertes, fiktives, besatzungsgleichgeschaltetes, für diese kapitale Aufklärung danken, wenn sie nicht gar zu apokalyptisch wäre. Der *Merkur*, der 1947 wenigstens eine Glosse von *Karl Kerény* über Thomas Mann und einen neuen Humanismus gebracht hat, gibt außer den 41 Seiten Holthusens noch einem jungen Mann namens *Walter Boehlich* Raum, über das schmerzreichste Buch des Leidens an Deutschland achselzuckend zu bemerken: «Es ist schwer, solche Dinge zu schildern, wenn man sie nicht erlebt hat. Es war eine Epoche der Weltgeschichte, und Thomas Mann kann sagen, er sei nicht dabei gewesen.» Er hat sie bloß gestaltet wie kein anderer, vor allem nicht wie jene, die dabei gewesen waren und dabeigeblichen sind.

Gewiß würde das Abwesenheitsargument gegen Mann nicht ausgespielt werden,

wenn er heute sich zu den Sehenswürdigkeiten der Trizone rechnen ließe. Aber versteht man in Deutschland noch immer nicht allgemein und überall, daß die Brüder Mann und George, Hermann Hesse und Leonhard Frank, die Brüder Busch (deren Zürcher Kammermusikabend eben wieder ein Anlaß war, Amerika um ihren Besitz zu beneiden) und Hindemith, Kokoschka, Grosz und Klee ein größeres Deutschland erhalten und erweitert haben, als sie sich vom historischen trennten? Holthusen beruft sich zwar zweimal auf die Blutzengen des Widerstands, um sich doch über den Satz Zeitbloms zu entrüsten, durch den Mann «dem deutschen Volk von Kalifornien aus mit unmißverständlichen Worten den Bürgerkrieg empfiehlt». Aber doch den Bürgerkrieg gegen den seit 1929 geführten Bürgerkrieg, oder waren, Holthusen, nur alliierte Soldaten gut genug, gegen Hitler zu sterben?

Wer freilich vor dem Bürgerkrieg zurückschreckt, in dem Deutschland seine Schuld im Blutbad seiner Tyrannen hätte abwaschen sollen, kann auch die Verfluchung des Teufels durch Leverkühn nicht als Symbol der Trennung Deutschlands von dem «verzückten Schurken» akzeptieren, wie nicht der wirkliche Goethe, sondern Manns Goethe in Weimar den verhängnisvollen Buben genannt hat. Damit steht und fällt die Fähigkeit eines deutschen Lesers, die gewaltige Beichte des faustischen Künstlers als Forderung, ihm gleichzutun, in sich aufzusaugen. Und doch hat diese Szene nicht ihresgleichen in der deutschen Literatur, und mit ihr nimmt sie etwas auf, was man katholisch, französisch, slavisch nennen kann, aber gewiß nicht luther-deutsch. Dieses Attribut ist unteilbar; denn man täte Luther schwer unrecht, wenn man die Aufhebung des Sakraments der Beichte allein für die Neigung zur Schuldabwälzung, für die Bekenntnisunlust verantwortlich machen würde, die von der Höhe der klassischen Dichtung und Philosophie, das heißt von Schiller und Fichte, in die Niederungen der deutschen Geschichte hinabgestiegen ist; zeichnet sich doch das norwegische Luthertum nicht allein bei Ibsen durch einen mächtigen Bekenntnisdrang aus.

Um so stärker hat diese Szene auf Leser bekennenden Geistes gewirkt. Louis Leibrich nennt in seinem knappen, dichten, ausgezeichneten Essay in den *Etudes Germaniques* (1) die Beichte «den zweiten Gipfel des Werkes» und nach *Hans Braun* im katholischen *Hochland* (2) «dürfte um der tollen öffentlichen Beicht» (die übrigens an die Sterbeszene von Madame Graslin in Balzacs *Curé de village* durch ihre bewegende Kraft erinnert) «dies Buch nimmermehr für widergöttlich gelten, ob es gleich Ihn nicht im Sinn einer confessio bezeugt». Dennoch würdigt der Mitarbeiter des *Hochland* die beiden letzten Werke von Mann und *Franz Werfel*, *Der Stern der Ungeborenen*, unter dem Titel *Die Wendung zum Religiösen im modernen Roman*, und wenn er auch bedauert, daß allein die Transzendenz des Bösen Mann zugänglich ist, so rühmt er mit Feingefühl für Manns Scheu, sich an das Numinose heranzudrängen, «die Haltung des ehrlichen Schriftstellers, der nicht um einen Deut weiter hinaus ‚phantasieren‘ möchte, als von ihm selber anschaulich verbürgt werden kann».

Ohne so geistvoll wie Holthusen zu schreiben, hat Braun mit seinem eigentlichen Wahrheitssinn den Wahrheitssinn von Mann richtig erkannt. Ist es doch die selbstgewählte Begrenzung Manns auf den erlebten Realismus, die seine Werke, so oft sie auch in zweifelhaftem Meinungsirrlight schwimmen, grade in ihrem Zwiespältigen etwas Eindeutiges, Wahres und Authentisches geben. Daher ist es ja auch so steril, Mann nicht dort zu erfassen, wo er durch und durch ambivalent ist, sondern dort, wo er mehr oder minder nicht existiert. Die Transzendenz ist wirklich nicht Manns eigentliche Welt, und wenn Holthusen feststellt, daß Mann «die Dimension des Genialen» fehlt und «die einfache Aussage großer Weisheit» und seinen Essay unter den Titel stellt «*Die Welt ohne Transzendenz*», so sind das Plattitüden, die zu entdecken man Bedenken tragen sollte,

außer wenn man über Thomas Mann unter dem Titel «Thomas Mann ohne Thomas Mann» zu schreiben sich nicht nehmen läßt.

Dabei verkennt Holthusen die Ambiguität, dieses in Mann-Essays unentbehrliche Fremdwort und -wesen nicht, aber er gibt auch davon nur die verrutschte Photographie eines richtig gesehenen Objektes. Man wird aber dem Schimmer von Unentschiedenheiten um Thomas Mann nicht gerecht, wenn man die Grundtatsache verkennt, die dieses suchende Geflacker emaniert. Nimmt man das Phänomen Thomas Mann politisch, wie es Holthusen tut und der Gegenstand fordert, so kann man Mann nur dann aus der kulturellen und sozialen Voraussetzung des deutschen Patriziertums im Zeitalter des wilhelminischen Imperialismus erkennen, wenn man selbst darüber hinausgelangt ist. Davon kann bei den Gegnern Manns keine Rede sein, am wenigsten dann, wenn sie stolz darauf, Mann noch nie oder 15 Jahre lang nicht gelesen zu haben, sich wundern, daß er noch immer «bürgerlich», noch immer «19. Jahrhundert» sei, um das von Léon Daudet erfundene Schimpfwort zu gebrauchen. In diese bürgerlich-konservative Gesellschaft, die seit Bismarck und Fontane kein erträgliches Deutsch mehr schreiben kann, wird ein differenzierter Geist geboren, der von Haus aus zwischen den Rassen, und von der Bildung aus zwischen den Klassen steht, mit der Herkunft so verwachsen, daß er sie nicht preisgeben kann, vor der Zukunft so erschreckt, daß er sie erst mit 70 Jahren herbeiwünschen kann. Mit den Augen eines boshaften Realisten beschreibt er den Niedergang der Gesellschaft, zu der er gehört. Da er seine Ambiguität nicht überwinden kann, nimmt er sie als seine Natur hin, macht er ein System, eine Existenz aus ihr — wahrlich die einzige Weise, sich produktiv zu erhalten. Und doch haben erst die politischen Verhältnisse über Manns Entwicklung entschieden. In einem anderen Verlauf wäre er nicht avantgardistischer, sondern konservativer geworden; im Fall eines deutschen Sieges 1918 hätte er nicht aus Opportunismus Deutschland positiver gesehen und beschrieben, sondern als Realist, weil es eben lebensfähiger gewesen wäre. So wie es aber kam, entwickelte sich das enfant terrible der Buddenbrooks zum ausgebürgerten und ausgedoktorten Aergernis des verfallenden Bürgertums, das sich von einem sadistischen Vagabunden retten lassen wollte.

Von Thomas Mann feststellen, daß sich bei ihm nicht wie bei *Eliot* Traditionalismus und Avantgardismus decken, heißt von Verhältnissen Früchte verlangen, die sie nicht mehr hervorbringen können. Das Konservative ist eben in England und Frankreich eine lebendige Kraft, die einen *Eliot* bedingt, die einem *Claudel* oder *Patrice de la Tour du Pin* jegliche formale Freiheit gewährt und auch die stürmischen Wetter eines *Bernanos* heil übersteht. Das alles ist in Deutschland nicht möglich; denn als das liberale Bürgertum preußisch-konservativ wurde, nahm es einen König an, der der Enthüllung des Berliner Goethedenkmals vom ersten Stock vis-à-vis beiwohnte, weil er persönlich nur zur Denkmalsfeier für Personen aus regierenden Häusern oder von kommandierenden Generälen erschien. Man kann danach verstehen, daß Mann als Kind dieser Gesellschaft lange brauchte, um politisch denkend zu erklären, was er vorher meist weit besser im Roman gestaltet hatte. Die Betrachtungen eines unpolitischen Essayisten wollten das Leben einer Gesellschaft verlängern, das der Dichter der Buddenbrooks längst abgeschrieben hatte. Künstlerische und gedankliche Gestaltung decken sich bei Mann weder inhaltlich noch zeitlich ganz. Aber unverkennbar, rühmlich, anregend und oft kühn ist sein Bestreben, zum reflektierenden und formulierenden Bewußtsein der schon erlebten Dinge zu gelangen, oder wie es die *Etudes Germaniques* ausgezeichnet formulieren: «En tant que philosophie spontanément existentielle, elle part de la vie et de l'expérience pour s'élever, en vertu d'une vocation authentique, à l'intelligence de la réalité vécue.»

Wenn trotzdem an der Bemerkung Holthusens viel Wahres ist, daß Mann «grenzenlos entzündbar und wie Richard Strauß fähig ist, selbst ‚eine Speisekarte in Musik zu setzen‘», so muß man sie nur in ein rechtes Verhältnis zur Zwiennatur des Künstlers bringen, der über den Schatten seiner bürgerlichen Existenz avantgardistisch springend auch die Theorie dazu sich selber liefern muß. In einem solchen Haushalt kann es nicht an Unregelmäßigkeiten fehlen — die natürliche Folge davon, daß das bürgerliche Deutschland Mann zu wenig geben konnte, damit er bliebe, was er ist; das sozialistische zu wenig, um ihn von Anfang anzuziehen. Manns geistig-politische Systematisierungen haben daher oft etwas Gewalttames, vergleichbar den Bildungslücken von Autodidakten. So ist auch das System, das Mann im *Faustus* liefert, um den Niedergang der Musik vom Göttlichen zum Widergöttlichen verständlich zu machen, willkürlich, und doch nicht so ganz falsch, wie *Walter Dirks* in den *Frankfurter Heften* (3) in einem Aufsatz *Die Musik und die Vollkommenheit* zugibt. Die maßlose Entrüstung deutscher Kritiker über das «Schnöde» der Mannschen Linienführung durch die deutsche Geschichte verkennt die Begrenzung, den Ausnahmezustand, die Exemplifikation, die ein heuristisches Verfahren nicht vermeiden kann. Kaisersaschern ist kein Widerruf von Weimar, die Verteufelung der deutschen Musik kein Dementi ihrer göttlichen Herkunft. Es ist bei der Lektüre mancher dieser deutschen Hitzschriften unverständlich, daß man über den Politiker Mann den Verfasser so unvergleichlicher Vorreden und Einführungen in Werke deutscher Musik, Lyrik, Epik, Philosophie übergeht (eben legt er in einem Band der Sammlung *Classen* des gleichnamigen Verlags das von ihm redigierte Hauptwerk *Schopenhauers* mit einer klassisch schönen Einleitung vor) und auch seine Neigung, fast schon Schrulle, das Genie mit dem Kranken und dem Bösen zu verschwistern, nicht auf seine zufällig-persönliche Bedeutung zurückführt. Dagegen hat auch die angelsächsische Kritik Stellung genommen, so *Stephen Spender* in *Nation* (23), und *Charles J. Rolo* im *Atlantic Monthly*. Auch Manns Genietheorie entsteht aus der Ambiguität eines traditionalistischen Avantgardisten, der das Kranke des modernen Genies verhöhnt und beneidet. Bei der Lektüre seiner Rechenschaft über die Entstehung des Doktor Faustus in der *Neuen Rundschau* (13) fühlt man, wie Mann über seiner Arbeit mit einem befriedigten «endlich!» erkrankt ist.

Daß *Nietzsche* im *Faustus* mit keinem Wort erwähnt ist, wird im *Goldenen Tor*, im *Merkur*, in den *Etudes Germaniques* ohne Fingerspitzengefühl für den Takt des Kunstwerkes getadelt. *Maurice Colleville* (Lyon) hat außer verschiedenen, keineswegs allen Parallelen des Lebens und der Texte, unter anderm die Beschreibung der Inspiration aus *Ecce Homo* (Zarathustra-Bericht, Kapitel 3) im Mund des Teufels (S. 367/368) wiedergefunden, aber er hat, wie auch die Kritiker, die seinen Fund ungeprüft übernahmen, nicht bemerkt, daß Manns Teufel einige Sätze vorher das Problem des Einfalls stellt und die früher unbekannte Kategorie des geistigen Eigentums mit bissigen Bemerkungen umgibt, die Plagiatricker schrecken sollten. Aber wohin verirrt man sich mit solchen Analysen? Woher der Künstler etwas nimmt, ist irrelevant; *Apollinaire* las *Lamartine* mit einem Notizheft, um sich die Verse zu notieren, die er einmal verwenden könnte, wie *Aragon* in den *Yeux d'Elsa* erzählt. Die Hauptsache ist zuletzt das Werk selbst.

Durfte aber Mann *Schönberg* den Aerger antun, die zwar nicht von ihm allein, sondern vielleicht schon vorher von Hauer mitgeschaffene Zwölftonleiter als Erfindung *Leverkühs*, zehn Jahre bevor sie Schönberg so verwandte, daß sie sein Eigentum wurde, als Romanmotiv zu verwenden? An sich gewiß; privaten Charakter hatte es, bevor es durch Mann selbst in der *Neuen Rundschau* bekannt wurde, daß sich Mann auch von Schönberg freundschaftlich musikalisch beraten ließ, ohne ihn zu fragen, ob er gegen die Verflechtung seines Werkes mit dem fingierten

Leverkühns Einwendungen habe. Aber die eigentliche und verständliche Ent-
rüstung Schönbergs gilt dem Umstand, daß sein Musikprinzip wie überhaupt die
heutige Musik als Exempel verteufelter Kunst verwendet wird.

Gerade hier erreicht die Ambiguität Manns ihre paradoxalen Triumphe. Für
Lukács ist die Beschreibung dieser Musik in dem zitierten *Aufbau*-Essay «ein
einsamer Gipfel in der ganzen Weltliteratur». Auch *Proust* hat eine erfundene
Musik beschrieben, die man wie eine im Kopf umgehende Melodie zu hören
meint, diese berückend kleine Phrase aus der Violinsonate Vinteuils, die wie
César Franck klingt. Aber Proust und seine petite phrase sind Identitäten, wäh-
rend Mann Musikwerke ins Leben ruft, die er, dessen Heimat Wagner und
Schumann sind, perhorresziert. Hier in der Musik tritt also die unversöhnliche
Gegnerschaft des traditionalistischen Künstlers Mann zu allem Avantgardismus
in höhnischste Erscheinung. Als Künstler wirft er die Orchester Strawinskys mit
denen von Hindemith und Schönberg auf eine Palette zusammen; aber in natura
kehrt er aus der Welt des Quartakkords in seine Heimat des Dreiklangs und der
verminderten Septime zurück. Und politisch ist es sicher nicht so ganz anders...
Zorn und Liebe, Vergangenheit und Zukunft, Tradition und Revolution sind
Phänomene seines immanenten Widerspruchs. Das Verhältnis eines solchen Künst-
lers zur Welt muß in der Darstellung ironisch werden. Aber diese Ironie wird
von einem ehrgeizigen Willen zu politischen Verantwortungen diszipliniert. Die
Kräfte des Fortschritts können sich auf Manns Hilfsbereitschaft verlassen; und
die Kräfte der Tradition auf seine Instinkte der Ordnung.

Antwort der Wandlung Die Heidelberger *Wandlung* hat, wie im Februar in dieser Rubrik
berichtet wurde, ihre Leser gefragt, ob sie für oder gegen:

1. ein gesetzliches Recht auf Kriegsdienstverweigerung; 2. den
Verzicht Deutschlands zur Kriegführung; 3. auf Kriegsteilnahme Deutschlands
nur nach einem Plebiszit seien. Die große Mehrheit der Antworten war positiv,
aber nach unserer Berechnung hatten nur etwas über zwei Prozent an der
Abstimmung teilgenommen; wir nahmen an, weil die Fragestellung nicht inter-
essierte. Dazu schreibt uns «Die Wandlung»:

«Was zunächst die Zahlen anlangt, so muß in diesem Falle — da jedem
Exemplar der Zeitschrift ja nur eine Fragekarte beilag — strikte von der Auf-
lagenziffer ausgegangen werden, nicht von einer mutmaßlich höheren Leserzahl.
Redlicherweise muß also eine Beteiligung von etwa fünf Prozent der Auflage
oder der mutmaßlichen Empfänger zugrunde gelegt werden. Jeder Kenner solcher
Umfragen und solcher Leserreaktionen überhaupt weiß, daß dies keine schlechte
Beteiligung ist. Soviel ich von früher her unterrichtet bin, kann man so gut wie
nie mit einer höher als zehnprozentigen Beteiligung bei solchen Gelegenheiten
rechnen. Dasselbe gilt, mutatis mutandis, für die beiden Tageszeitungen, die in
der Folge unsere Umfrage übernommen haben, die Nordseezeitung in Bremen
und die Frankfurter Neue Presse. — Schon aus statistischen und psychologischen
Gründen kann die These von Felix Stössinger meines Erachtens nicht aufrecht-
erhalten werden, daß die Antworten auf unsere Umfrage das Gegenteil von dem
bewiesen hätten, was unsere eigene Interpretation dartat. Mir war selbst lange
Zeit der repräsentative Wert dieser ‚Abstimmung‘ durchaus zweifelhaft, ich habe
das in den redaktionellen Kommentaren auch unbefangen ausgesprochen, bin aber
schließlich durch die parallelen Unternehmungen von der Zulänglichkeit unserer
Ergebnisse überzeugt worden. Ich darf wohl noch einige Bemerkungen über die
inhaltliche Kritik hinzufügen. Es war da von ‚Ladenhütern des Abstrakt pazifismus‘,
von ‚irrealen‘ Fragen und von ‚verstiegenen Idealforderungen‘ der ‚Linksintellek-

tuellen' die Rede. Ich weiß nicht, ob ich ein ‚Linksintellektueller‘ bin. Hierzulande sind viele Menschen ganz anderer Ansicht. Ich lebe aber der Meinung, daß die Sicherung des Friedens und der Friedfertigkeit ein sehr konkretes politisches Ziel sei; und zudem konnte wohl keinem unbefangenen Leser verborgen bleiben, in welcher schrecklich bedrängender Weise diese vermeintlich so abstrakten und idealen Fragen auf die aktuelle Situation Westdeutschlands Bezug hatten. Vergleichen Sie bitte nur den Schlußabsatz des Berichtes, ‚Das Wagnis der Friedfertigkeit‘ im Januarheft: ‚Wir wollen klarsehen und klarstellen, daß dieser hohe Entschluß keineswegs pfeilgerade in eine bessere Welt führt. Gültig aber bleibt der Wunsch und Wille, die Demilitarisierung, die uns auferlegt worden ist, in eine eigene Leistung zu verwandeln.‘ — Aber auch schon im ersten Vorbericht wurde die Alternative durch die beiden Stichworte gekennzeichnet, ob Westdeutschland ein ‚Bollwerk‘ oder eine ‚freilich schutzlose Oase‘ werden solle, und es wurde erwogen, welche Wirkungen dies für uns selbst und für die Strategie der streitenden Weltmächte jeweils haben würde.

Dolf Sternberger.»

Kurze Chronik Unter dem Titel *Propositions de Paix Scolaire* erscheint ein Doppelheft von *Esprit* (3—4). Mit der Gründlichkeit, Unparteilichkeit und Vielseitigkeit, die «Esprit» zu einer der interessantesten Zeitschriften der Welt gemacht haben, werden hier politisch, pädagogisch, religiös und freigeistig die Fragen erörtert, von deren Behandlung viel für den Zusammenhalt der Regierungsparteien abhängt. — *Cahiers du Sud* (292) verteilen ihr letztes Heft hauptsächlich zwischen *Gérard de Nerval* und *T. S. Eliot* und haben noch Raum für Poesie und Kritik übrig, die wie immer in dieser Zeitschrift vielseitig, unabhängig, frisch geübt wird. Unter den politischen Glossen hat die über den «Agent double» *Lawrence of Arabia* aktuellste Bedeutung. — *Universitas*, eine deutsche Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Literatur erscheint in Tübingen im 4. Jahrgang. Die ersten zwei Hefte 1949 enthalten über dreißig Beiträge hauptsächlich von Lehrern europäischer und amerikanischer Universitäten über eine sehr ausgeprägt allgemeingültige Thematik. Auf einige Beiträge kommen die Diskussionen noch zurück.

FELIX STÖSSINGER